

# Zwischen Tradition und Erlebnisorientierung. Gottesdienste in alter und neuer Gestalt

*Studientag am 1.12. 2003 in Stuttgart*

*Dr. Johannes Zimmermann*

## **I. Einführung: Gottesdienst – weil das Thema dran ist**

*Zwischen Tradition und Erlebnisorientierung Gottesdienste in alter und neuer Gestalt* – ich weiß nicht, welche Erwartungen Sie mit diesem Thema verbinden. Vielleicht die Erwartung, daß ich für das eine und gegen das andere Stellung beziehe.

Nichts gegen eine fundierte theologische Auseinandersetzung in solchen Fragen. Bevor ich aber diese Themen anpacke, möchte ich eine gemeinsame Basis dazu legen. Wo ein gemeinsames Anliegen da ist, müssen unterschiedliche Positionen nicht zur Spaltung führen, sondern können einander ergänzen und befruchten. Das wäre auch ein Ziel für diesen Studientag.

### **1. Zur gegenwärtigen Situation**

1.1. Wie häufig gehen Sie in die Kirche? Auf diese Frage gaben nach der neuesten Mitgliedschaftsumfrage der EKD von 2002 10% der Befragten an, den Gottesdienst jeden oder fast jeden Sonntag zu besuchen, weitere 13% ein- oder zweimal pro Monat.

In bemerkenswertem Kontrast dazu stehen die kirchlichen Zählungen, die eher die Realität widerspiegeln dürften als die Selbsteinschätzungen. Am Sonntag Invokavit 2001 wurde ein durchschnittlicher Gottesdienstbesuch von 3,9% der Kirchenmitglieder erhoben, seit mehreren Jahren liegen die Zahlen um die 4%<sup>1</sup>. Deutlich höher, nämlich etwa vier mal so groß sind die Zahlen der römisch-katholischen Kirche (2001 waren es 15,9%)<sup>2</sup>.

Unterschiedlich ist auf evangelischer Seite die regionale Verteilung (*Folie*): Spitzenreiter ist Sachsen mit 6,7%, gefolgt von Württemberg und Schlesien mit 5,7% (ein Jahr zuvor lagen Württemberg und Sachsen mit 6,2% noch gleichauf). Schlußlichter sind Hannover mit 2,8%, Berlin-Brandenburg mit 2,7%, Oldenburg mit 2,6% und ganz am Ende Nordelbien mit 2,3%.<sup>3</sup>. Erkennbar ist also ein deutliches Süd-Nord-Gefälle.

Der Statistik zufolge unterscheiden sich die Zahlen im Osten gar nicht so sehr von denen im Westen. Der Unterschied liegt bei den absoluten Zahlen, die deutlich niedriger sind. Schon das genügt, um die These zu widerlegen, es habe sich im Osten um eine Gesundschumpfung gehandelt, übrig geblieben sei ein harter und zuverlässiger Kern bewußter Christen. Das mag an manchen Orten so sein - aber insgesamt widerlegen das die Statistiken.

---

<sup>1</sup>S. I. Lukatis, PrTh 2003, 259f.

<sup>2</sup>Nach Michael N. Ebertz, Aufbruch in der Kirche. Anstöße für ein zukunftsfähiges Christentum, Freiburg u. a. 2003, 22.

<sup>3</sup>EKD-Statistik für 2001, nach idea-Spektrum vom 23. 7. 2003 (Zahlen von 2000: am 11. 9. 2002).

## **2. Krise des Gottesdienstes oder neues Interesse am Gottesdienst?**

Betrachtet man diese Zahlen, kann man von einer Krise des Gottesdienstes sprechen, insbesondere des evangelischen Gottesdienstes. Nun ist die Rede von der Krise des Gottesdienstes nicht neu. Neu dürfte allerdings ein Traditionsabbruch sein, der vor allem in den Neuen Bundesländern, aber auch in Großstädten des Westens an die Substanz geht. Wo niemand den Gottesdienst mehr besucht, da ist er nicht nur in der Krise, sondern am Sterben.

Es besteht auch wenig Hoffnung, daß die Leute wenigstens im Alter wieder den Weg in den Gottesdienst finden. Das mag vereinzelt vorkommen, aber empirische Untersuchungen zeigen ebenso wie sozialisationstheoretische Überlegungen einen deutlichen „Zusammenhang zwischen liturgischer Partizipation in der Kindheit und späterer Verbundenheit mit Kirche“<sup>4</sup>.

Darf ich provozierend fragen: Was nützt es uns, wenn den etwa 9000 katholischen Priestern etwa 23000 evangelische Pfarrerrinnen und Pfarrer gegenüberstehen, wenn wir keine Gemeinden mehr haben, die sich zum Gottesdienst versammeln?

Das ist freilich nur die eine Seite: der verschärften Krise des traditionellen Sonntagsgottesdienstes steht ein Boom anderer Gottesdienstformen gegenüber, die häufig gut besucht sind: Gottesdienste am Heiligen Abend, Familiengottesdienste, Zweitgottesdienste, Schulanfänger-gottesdienste, Konfirmationsgottesdienste und andere mehr. Nur zwei Beispiele: Der Gottesdienst zur Einschulung hat heute einen Stellenwert, den bei meiner Einschulung vor 22 Jahren niemand so erahnt hat. Auch die Gottesdienste am Heiligabend verzeichnen steigende Beliebtheit. Während der Gottesdienstbesuch im Wochenzyklus - Sonntag für Sonntag - vielerorts am Schwinden ist, mancherorts fast am Verschwinden, sind Gottesdienste im Jahresrhythmus und im Lebensrhythmus nach wie vor gefragt: Gottesdienste zu besonderen Festen im Jahr: Heiligabend, Erntedankfest, Jahresende - und Gottesdienste bei lebensgeschichtlichen Übergängen, also die Kasualien. Bei letzteren freilich bekommt die Kirche zunehmend Konkurrenz.

Je nachdem, auf welche Gottesdienste man blickt, wird die Einschätzung der Situation unterschiedlich sein. Je nach Perspektive kann man von einer Krise des Gottesdienstes reden, aber auch von einem neuen Interesse am Gottesdienst.

## **3. Gottesdienst - weil das Thema dran ist**

3.1. Christian Grethlein und Günter Ruddat bezeichnen die „90er Jahre als das Jahrzehnt der Auseinandersetzung und Beschäftigung mit dem Thema Gottesdienst auf allen kirchlichen Ebenen“<sup>5</sup>. Dieses neuerwachte Interesse am Gottesdienst läßt sich an vielen Stellen beobachten:

- Zunächst haben uns die 90er Jahre wichtige Bücher zum Gottesdienst beschert: Das neue Gesangbuch, für viele evangelische Kirchen in Deutschland außerdem das neue Gottesdienstbuch von 1999, das die Agenden der 50er und 60er Jahre ersetzt und die Gestalt der Gottesdienste auf Jahrzehnte hinaus prägen wird. In Württemberg ist ein neues Gottesdienstbuch derzeit in Bearbeitung.

---

<sup>4</sup>Christian Grethlein, in: Irene Mildenerberger / Wolfgang Ratzmann (Hg.), *Jenseits der Agende. Reflexion und Dokumentation alternativer Gottesdienste*, Leipzig 2003, 21.

<sup>5</sup>Chr. Grethlein/G. Ruddat, *Liturgisches Kompendium*, Göttingen 2003, 32.

- Für den liturgischen Aufbruch innerhalb der Theologie steht das opulente „Handbuch der Liturgik“ von 1995 mit etwa 1000 Seiten, dieses Jahr (2003) in der neubearbeiteten dritten Auflage erschienen.
- Professoren und Studierende, Kirchenleitungen und Pfarrer, Mitarbeiter und Gemeinden befassen sich intensiv mit dem Thema Gottesdienst: An Universitäten und in der Vikarsausbildung, auf Kirchengemeinderatswochenenden und in Gemeinseminaren, und nicht zuletzt auch hier auf diesem Studientag. (Vor 20 Jahren hingegen meinten manche, „Gottesdienst“ werde zunehmend zu einem Teil der Altenarbeit).
- Zuletzt möchte ich noch auf ein neues Pflänzlein hinweisen, das inzwischen kräftig blüht die gottesdienstliche Landschaft seit etwa zehn Jahren bereichert: Die Zweitgottesdienste. In vielen Gemeinden werden neben dem traditionellen Gottesdienst am Sonntagvormittag in regelmäßigen oder unregelmäßigen Abständen Gottesdienste in neuer Art gefeiert. Mit dem Thema liegen wir also im Trend. Aber es ist ein erfreulicher Trend, weil das Thema ein wichtiges und zentrales Thema ist.

## **Teil II: „Was macht den Gottesdienst zum Gottesdienst?“**

### **1. Einführung**

Ich möchte beim Thema Gottesdienst drei Fragestellungen unterscheiden (analog kann man das bei allen Themen der Praktischen Theologie): *(Die folgende Dreiteilung geht zurück auf den katholischen Wiener Pastoraltheologen Paul Michael Zulehner).*

1. Was macht den Gottesdienst zum Gottesdienst? Bei dieser Frage geht es um eine biblische und theologische Grundlegung, um *Kriterien*, deshalb kann man auch von *Kriteriologie* sprechen. *(Darum wird es im Teil II gehen)*

2. Hinzu kommt die Frage: Wie sieht das in unserer Zeit, in unserem Umfeld, kurz: in unserer Situation aus? Beim Thema Gottesdienst: Was für Lieder singen wir? Wie sieht ein Raum aus, der für Gottesdienst geeignet ist? Welche ist die geeignete Zeit? Was für Menschen sind das, die zum Gottesdienst kommen (oder auch nicht kommen)? Der Blick weitet sich zur Geschichte, die die heutige Situation prägt. Er umfaßt die Situation vor Ort ebenso wie die gesellschaftliche Entwicklung. Wenn etwa der Sonntag gewöhnlicher Arbeitstag wäre, hätte das auch Folgen für den Gottesdienst. Es geht um die Situation, um die rechte Einschätzung der Zeit, um den *kairos* („Kairologie“). *(Hier Teil III: Zwischen Tradition und Erlebnisorientierung).*

Es wäre schon viel gewonnen, wenn wir uns in dem einig sind, was einen Gottesdienst zum Gottesdienst macht. Dann können wir die Diskussionen auf den Bereich der „Kairologie“, der Frage nach der Einschätzung der Situation und den daraus zu ziehenden Konsequenzen verlagern.

Einen dritten Bereich stelle ich zurück, ohne ihn ganz auszuklammern: die Frage: wie macht man das konkret? Es geht um Fragen der Gestaltung, um Wege der Umsetzung, um die Praxis vor Ort, um die *Praxeologie*.

## 2. Gottes Volk und Gottesdienst

2.1. Ich beginne mit einer Beobachtung: Seit es Christen gibt, kommen sie zusammen, um Gottesdienst zu feiern. Das war in den Gemeinden des neuen Testaments so, daran änderte sich nichts, als das Christentum Staatsreligion wurde, und das blieb auch nach der Neugestaltung der Reformation im 16. Jh. so. Bis heute zieht sich das quer durch die Kirchen und Konfessionen: Wo es Christen gibt, versammeln sie sich zum Gottesdienst.

Das ist zunächst erstaunlich, weil es keinen Gottesdienstbefehl Jesu gibt. Nirgends werden die Christen dazu aufgefordert: „Versammelt euch!“ oder „kommt als Gemeinde zusammen, um Gottesdienst zu feiern!“ Die Rede vom Gottesdienst ist auffallend anders: „*Wenn ihr zusammenkommt ...*“ (1Kor 11,20). *Daß* Christen zum Gottesdienst zusammenkommen, ist so selbstverständlich, daß es nicht eigens gesagt werden muß. In den Briefen des Neuen Testaments geht es darum, *wie* diese Zusammenkünfte zu gestalten sind und wie Mißstände beseitigt werden können.

Von der Geschichte her gibt es kein Christentum ohne Gottesdienstlichkeit. Wo das nicht so war, da markiert das ein Defizit, so schon im Hebräerbrief: *Laßt uns aufeinander achthaben ... und nicht verlassen unsre Versammlungen, wie einige zu tun pflegen, sondern einander ermahnen ...* (Hebr 10,24a. 25a). Ausnahmen liegen auch vor, wo Christen in der Vereinzelung lebten oder in totalitären Staaten, in denen gottesdienstliche Zusammenkünfte untersagt waren. Von den Christen selbst jedenfalls war das nicht so angestrebt und erwünscht.

Es blieb unserer Zeit vorbehalten, zu meinen, es könne und dürfe so etwas wie gottesdienstloses Christentum geben und sogar noch zu versuchen, das theologisch zu rechtfertigen.

2.2. So weit, so gut. Es gibt keine christliche Gemeinde ohne Gottesdienst. Aber was macht den Gottesdienst zum Gottesdienst?

a) Gut evangelisch fragen wir: Wie sieht der biblische Gottesdienst aus? Wir finden nicht nur eine Antwort, sondern gleich viele: Das neue Testament kennt die Urgemeinde in Jerusalem, die an den Tempelgottesdiensten teilnahm und sich „hin und her in den Häusern“ versammelte ebenso wie die Gemeinden in Rom und Korinth, deren Gottesdienst in Hausgemeinden stattfand.

Wir könnten nun fragen: was war den unterschiedlichen Gottesdienstfeiern und -formen gemeinsam? Was die Form betrifft, so hat unser Sonntagsgottesdienst mit dem Gottesdienst der Gemeinde in Korinth nur noch wenig gemein. Sind es dann einzelne Elemente? Vielfach wird auf Apg 2,42 verwiesen. Dort werden *Lehre der Apostel, Gebet, Brotbrechen* und *Gemeinschaft* genannt. Das ist ein Weg, den man gehen kann. Allerdings kann es dazu kommen, daß man bei den einzelnen Elementen des Gottesdienstes hängen bleibt. Ich möchte daher heute anders vorgehen.

b) Manche sehen im Gottesdienst der Reformationszeit so etwas wie eine bis heute verbindliche Gestalt. Aber auch das führt nicht weiter: Die einen halten das 1. Jh. für verbindlich, andere das 16. Jh. Wer aber auf die Gestalt einer bestimmten Zeit zurückgreifen will, muß inhaltliche Gründe dafür nennen können. Sonst würde es sich nur um den Versuch handeln, das Rad der Geschichte zurückzudrehen.

c) Die Frage bleibt also: Was macht den (christlichen) Gottesdienst zum (christlichen) Gottesdienst? Ich mache einen weiteren Anlauf mit einer Bestandsaufnahme der Gottesdienste in der weltweiten Ökumene. Vielleicht gibt es ja da so etwas wie einen kleinsten gemeinsamen

Nenner, einen Kern dessen, was Gottesdienst ist. Wir sehen uns also um und staunen über die Verschiedenartigkeit christlicher Gottesdienste: Das beginnt bei der Heiligen Liturgie der orthodoxen Kirche, verstanden als Teilhabe am himmlischen Gottesdienst. Dann die katholische Messe, im deren Zentrum die sakramentale Vermittlung des Heils durch den geweihten Priester steht. In Kontrast dazu stehen reformierte, freikirchliche und württembergische Predigtgottesdienste, die ausgerichtet sind auf die Predigt, auf die Schrift und ihre Auslegung. Wieder anders sind charismatische Lobpreisgottesdienste: das Lob Gottes steht im Mittelpunkt - bis hin zum Sprachengebet in den Pfingstkirchen. Wir finden erlebnisorientierte Zweitgottesdienste mit Band, Interview und Anspiel und auf der anderen Seite traditionelle lutherische Gottesdienste streng nach Agende I. Fröhliche Abendmahlsfeiern in der Gemeinschaft stehen neben den Quäkern, die in der gemeinsamen Stille auf das Reden Gottes warten. Alles das beansprucht, authentischer christlicher Gottesdienst zu sein. Die Frage bleibt: Was macht den Gottesdienst zum Gottesdienst?

### 3. Neutestamentliche Aspekte

Über Berichte und die Nennung einzelner Elemente hinaus finden wir im Neuen Testament Aussagen über die Gemeinde Jesu, die einen Bezug zum Gottesdienst haben. Einige wichtige davon möchte ich skizzieren:

a) Gottesdienst ist *Versammlung des Gottesvolkes*: *Herr, wir stehen Hand in Hand, die dein Hand und Ruf verband (EG Württ 594,1)*. Der Ruf zum Glauben und Eingliederung in das Gottesvolk sind zwei Seiten derselben Medaille. Das ist schon bei der Berufung der Jünger durch Jesus erkennbar: Bei der Berufung handelt es sich nicht nur um den Ruf in die Nachfolge an einzelne, sondern zugleich um Sammlung des Gottesvolkes der Endzeit. Der Zwölferkreis steht für die zwölf Stämme und stellt den Kristallisationspunkt für das in seiner Gesamtheit wiederhergestellte Gottesvolk dar.

b) Gottesdienst ist „Gemeinschaft“ am Leib Christi in einem doppelten Sinn: 1. Es ist Gemeinschaft = Koinonia am Leib und Blut Christi in der Bedeutung von „Anteilhabe“. 2. Diejenigen, die im Herrenmahl Anteil haben am Leib und Blut Christi, werden untereinander verbunden zu einer Gemeinschaft, zum Leib Christi, der Gemeinde. 1Kor 10,16f: *Der gesegnete Kelch, den wir segnen, ist der nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi [= die Anteilhabe am Blut Christi]? Das Brot, das wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi [=die Anteilhabe am Leib Christi]? Denn ein Brot ist's: So sind wir viele ein Leib, weil wir alle an einem Brot teilhaben.* - Beides gehört untrennbar zusammen: Die Gemeinschaft mit Christus und die Gemeinschaft der Glaubenden untereinander. Auch dazu eine Liedstrophe: *Das sollt ihr, Jesu Jünger nie vergessen: wir sind, die wir von einem Brote essen, aus einem Kelche trinken, Jesu Glieder, Schwestern und Brüder (EG 221,1)*.

c) Ein drittes Bild ist das der Gemeinde als Tempel. Im Alten Testament ist der Tempel der Ort der Gegenwart Gottes. Im Neuen Testament ist das die Gemeinde: *Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen (Mt 18,20)*. Dieses Wort knüpft an den Tempel als Ort der Gegenwart Gottes an. Darauf beziehen sich auch alle Aussagen im Neuen Testament, in denen die Gemeinde mit dem Tempel oder mit einem Bau verglichen wird bzw. wo von „Erbauung“ die Rede ist. So etwa im Epheserbrief die Rede von der „Erbauung“ zu einem Heiligen Tempel im Geist (Eph 2,20-22). Das Wichtige ist nun: Wo von Erbauung die Rede ist, da geht es nie nur um einen Einzelnen, sondern immer um die

Gemeinde. Das ist auch der Fall, wenn Paulus zu den Gottesdiensten der Gemeinde in Korinth schreibt: „Laßt es alles geschehen zur Erbauung“ (1Kor 14,26). Alles im Gottesdienst ist daraufhin zu befragen: Dient es der Erbauung, dem Gemeindeaufbau?

d) Ein viertes und letztes Kriterium aus dem Neuen Testament ist die Verbindung von irdischem und himmlischem Gottesdienst. *Daß du mich einstimmen läßt in deinen Jubel, o Herr, deiner Engel und himmlischen Heere ... (EG Württ 609)*. Was bedeutet das? Wenn hier auf der Erde Gott gelobt wird, wenn hier auf der Erde Gottesdienst gefeiert wird, dann berühren sich Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit. Mehr noch: im Gottesdienst wird das vorweggenommen, was am Ende aller Zeiten geschehen wird. Da werden alle Zungen, alle Kreaturen Gott loben und ihn anbeten. Im Himmel geschieht das heute schon. Wo eine Gemeinde auf Erden Gott lobt und die Ehre gibt, tut sie das, was am Ende alle Geschöpfe tun werden, sie stimmt jetzt schon ein in das Lob der himmlischen Gemeinde. Das ist der letzte Sinn unserer Gottesdienste, ja unseres ganzen Daseins: Gott die Ehre zu geben.

e) Was macht den Gottesdienst zum Gottesdienst? Wir haben inzwischen eine Reihe von Kriterien dafür. Ich formuliere als Fragen:

1. Ist der Gottesdienst ausgerichtet auf die Gemeinschaft mit Gott und untereinander?
2. Dient der Gottesdienst der Erbauung - dient er der Gemeindeaufbau?
3. Wird Gott die Ehre gegeben?

Daran muß sich ein Gottesdienst, daran müssen sich seine einzelnen Teile messen lassen!

### **3. Was macht den Gottesdienst zum Gottesdienst?**

3.1. Ich möchte die bisherigen Kriterien weiterführen und von Martin Luther her vertiefen. 1520, drei Jahre nach dem Thesenanschlag 1517, schrieb Martin Luther die Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“. Von ihrer Wirkung her ist das - von der Bibel abgesehen - die wichtigste Einzelschrift der ganzen Kirchengeschichte. Das jedenfalls behauptet Oswald Bayer in Tübingen, und bisher hat ihm in dieser Sache noch niemand widersprochen. Worin bestand die außerordentliche Wirkung dieser Schrift? Luther greift darin die Römische Messe an, die Gottesdienstform der mittelalterlichen Kirche. Die Römische Messe des Mittelalters wurde verstanden als Opferdarbringung des Priesters an Gott und somit als verdienstliches menschliches Werk. Das bestreitet Luther von Grund auf und stellt dem sein neues, vom Evangelium her gewonnenes Verständnis gegenüber: Die Messe (= das Abendmahl) ist nicht ein menschliches Werk, durch das der geweihte Priester etwas bei Gott erreichen kann. Das Abendmahl ist von den Einsetzungsworten her zu verstehen: „Nehmt hin und eßt ... für euch gegeben!“ Es ist eine Zusage Gottes, Verheißung pures Evangelium, eine *promissio*. Nicht der Priester soll etwas bei Gott bewirken, sondern Gott will etwas bei uns bewirken: Gottes Zusage zielt bei uns auf Glauben, auf das Vertrauen und die Zustimmung zu dieser Zusage. Kurz: Es geht um die Zusammengehörigkeit von *promissio* und *fides*, von Gottes Verheißung und dem Glauben, der Gott beim Wort nimmt.

*Neque enim deus ...aliter cum hominibus unquam egit aut agit quam uerbo promissionis. Rursus, nec nos cum deo unquam agere aliter possumus, quam fide in uerbum promissionis eius“ (BoA 1, 448, 8-11).*

*Niemals handelte oder handelt Gott anders mit den Menschen als durch das Wort der Zusage. Wiederum, niemals können wir anders mit Gott „handeln“ als durch den Glauben an das Wort seiner Zusage.*

Luther bezog das auf das Abendmahl. Ich gehe einen Schritt weiter: Dieses vom NT her gewonnene Verständnis läßt sich übertragen auf den ganzen Gottesdienst. Der ganze Gottesdienst läßt sich verstehen als Zusage, als Verheißung Gottes: Gott kommt uns entgegen: Ich will euer Gott sein, ihr sollt mein Volk sein. Ich will euch eure Sünden vergeben, ich will euch als meine Kinder annehmen, ich will euch bleibendes, ewiges Leben geben. Gott tritt uns entgegen als schenkender Gott. Er wartet auf Menschen, die dankbar in Empfang nehmen, was Gott ihnen schenkt und ihn dafür loben und preisen. Die Gott mit dem Gehorsam ihres ganzen Leben antworten.

Das ist „Gottesdienst“ in der doppelten Bedeutung des Wortes, als *genitivus subjectivus* und *genitivus objectivus*: Am Anfang steht, daß Gott uns dient und daß wir uns von ihm dienen lassen. Daraus erwächst unser Gottesdienst: Wir dienen Gott, zuerst, indem wir ihm Vertrauen und Glauben schenken. Dann, indem wir uns zu ihm bekennen, ihn loben und preisen. Und schließlich, indem wir uns ganz ihm hingeben, unser Leben, unseren Besitz, unseren Gehorsam.

Gottesdienst ist damit nicht nur etwas, was den Sonntag kennzeichnet, sondern auch den Alltag und das ganze Leben: Unser ganzes Leben soll ein Gottesdienst sein, indem es durch diese zwei Bewegungsrichtungen gekennzeichnet ist: Durch Gottes Dienst an uns und durch unseren Dienst für Gott. Der Gottesdienst der versammelten Gemeinde ist gewissermaßen der Kristallisationspunkt für etwas, was sich durch das ganze Leben hindurchzieht.

Es geht um eine doppelte Bewegung: die erste Bewegungsrichtung kommt von Gott her zu uns, die andere Bewegungsrichtung geht von uns hin zu Gott. Man nennt das auch die *katabatische*, die herabsteigende, und die *anabatische*, die hinaufsteigende Bewegung. Es geht um Wort und Antwort, um Gottes Zusage und den Glauben, der Gott beim Wort nimmt. Gottesdienst ist ein Begegnungsgeschehen.

3.2. Damit sind wir bei der wohl berühmtesten evangelischen Gottesdienstdefinition. Bei der Einweihung der Schloßkirche zu Torgau fielen 1544 die häufig zitierten Worte Martin Luthers: Das neue Haus solle dahin gerichtet werden, „*daß nichts anderes darin geschehe, als daß unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir umgekehrt mit ihm reden durch unser Gebet und Lobgesang*“ (Aland, *Luther Deutsch* <sup>3</sup>1983, Bd. 8, 440).

Das ist kein lutherisches Sonderfündlein, mittlerweile ist ein solches Verständnis auch in der römisch-katholischen Kirche zu finden:

*Denn in der Liturgie spricht Gott zu seinem Volk; [in ihr] verkündet Christus noch immer das Evangelium. Das Volk aber antwortet Gott mit Gesang und Gebet“ [SC 33, DH 4033]).*

Hier kommt das gottesdienstliche Begegnungsgeschehen deutlich zum Ausdruck: Gott redet zu uns durch sein heiliges Wort, und wir antworten ihm in Gebet und Lobgesang.

3.3. Von dieser Wesensbestimmung aus erbeten sich nun Kriterien für den Gottesdienst und seine Gestaltung: Dient das, was im Gottesdienst geschieht, der Begegnung von Gott und Mensch? Kommt Gottes Zusage vor? Wird das Evangelium laut? Ist es auf Glauben angelegt? Wird der Antwort des Menschen Raum gegeben? Ist der Gottesdienst so gestaltet, daß die

Begegnung von Gott und Mensch ermöglicht und gefördert wird - oder wird sie schlimmstenfalls behindert? Das wären grundlegende Kriterien, die dazu helfen könnten, den Streit nicht auf Fragen des Geschmacks und Stils einzuengen. Dazu einige Gesichtspunkte:

1. Das Gegenüber von Wort Gottes - Antwort des Menschen läßt sich nicht immer streng auf die einzelnen Elemente verteilen. Ein Lied etwa ist zunächst Antwort des Menschen. Durch seinen Inhalt kann es aber auch zum anredenden Wort Gottes werden. Ähnlich ist es beim Glaubensbekenntnis. Entsprechendes gilt für alle Elemente des Gottesdienstes: Selbst die Predigt ist schon auf ihre Weise Antwort des Predigers, der das Wort Gottes vernommen hat. Entscheidend ist, daß beides vorkommt und seinen Platz hat – und darauf zielt, daß Menschen dem lebendigen Gott begegnen und seine Zusage bei ihnen Glauben findet.

2. Für den *Inhalt* bedeutet das eine klare Ausrichtung am Evangelium. Wo nicht das Evangelium laut wird, sondern versucht wird, religiöse Gefühle zu befriedigen oder sich auf Appelle zum Handeln beschränkt, da führt das weg von der Begegnung von Gott und Mensch.

Im Hinblick auf die *Gestaltung* ist alles, was irgendwie mit dem Gottesdienst zu tun hat, daraufhin zu befragen, ob es der Begegnung zwischen Gott und Mensch dient. Das betrifft die Frage nach der Form der Liturgie und nach den Liedern, die Frage nach dem Raum und seiner Gestaltung bis hin zur Sitzordnung, die Frage nach der Glaubwürdigkeit der am Gottesdienst Beteiligten, die Frage, welche Atmosphäre sie verbreiten. Konkret: Ein Pfarrer, dessen mürrischer Gesichtsausdruck erkennen läßt, daß er hier Dienstplichten erledigt, aber nicht mit seinem Herz bei der Sache ist, erweist dem Evangelium einen schlechten Dienst. Eine Gemeinde, die Neue, die dazukommen, nur als Störenfriede behandelt, kann verhindern, daß diese Gott Glauben schenken. (Beispiel aus Thüringen: das schief sitzende Beffchen könne dem Evangelium abträglich sein).

Was im einzelnen die Begegnung mit Gott fördert, kann zu unterschiedlichen Zeiten und bei unterschiedlichen Menschen unterschiedlich aussehen. Hier kommen subjektive Aspekte ins Spiel: Für den einen sind es Lobpreislieder, für den anderen eher Choräle.

3.4. Wo die Mitte klar ist, kann man sich in Gestaltungsfragen ohne Verlustängste weit aus dem Fenster lehnen, da kann eine große Vielfalt und Verschiedenheit ihren legitimen Platz haben. Manche Fronten zwischen sogenannten Traditionellen und sogenannten Progressiven könnten von da aus sich als unnötig erweisen: Die ersten haben die Sorge, daß mit einer bestimmten Gottesdienstgestalt (oft dem traditionellen Gottesdienst) auch das Evangelium bedroht ist (sie verweisen auf sog. Gottesdienste in neuer Gestalt, in denen tatsächlich nicht mehr viel vom Evangelium erkennbar ist) Die letzteren haben die gleichfalls berechtigte Sorge, daß bei einem sturen Festhalten an überkommenen Formen Menschen der Zugang zum Glauben und zum Gottesdienst erschwert wird - mit der Folge, daß die in den meisten Fällen ganz wegbleiben.

Ich habe nach wie vor die Hoffnung, daß da, wo eine gemeinsame Mitte vorhanden ist, auch eine gegenseitige Verständigung möglich ist. Ich würde eher umgekehrt fragen: Könnte es sein, daß dort, wo der Streit um Formen so erbittert geführt wird, dies bisweilen ein Symptom dafür ist, daß die gemeinsame Mitte nicht mehr vorhanden ist?

### III. Gottesdienst zwischen Tradition und Erlebnisorientierung

*Zur gegenwärtigen Situation des Gottesdienstes und ihren Herausforderungen*

#### 1. Die Grundlage: Freiheit und Liebe

Wir haben bisher Kriterien dafür erarbeitet, was den Gottesdienst zum Gottesdienst macht. Jetzt soll es von der *Kriteriologie* zur *Kairologie* gehen, zu Fragen der Situation, in der heute Gemeinden in Württemberg Gottesdienst feiern, eine Situation, die ich mit den Stichworten „zwischen Tradition und Erlebnisorientierung“ gekennzeichnet habe. Wenn wir als „Kern“ des Gottesdienstes festhalten, daß er der Begegnung mit Gott dienen soll, dann ergibt sich für die Gestaltung eine große Weite und Freiheit. Man kann geradezu mit Paulus sagen: „Alles ist erlaubt“. Paulus fährt fort: „Aber es dient nicht alles dem Guten. Alles ist erlaubt, aber es baut nicht alles auf“ (1Kor 10,23), es dient nicht alles der Erbauung, dem Gemeindeaufbau. „Erbauung“ meint nicht die individuelle und private Frömmigkeit, sondern mit dem Neuen Testament die „Erbauung der Gemeinde“, den Gemeindeaufbau. „Erbauung“ gibt der Weite und Freiheit in der Gottesdienstgestaltung die Richtung vor.

Dazu gehört auch das Kriterium der Liebe. Mit den Worten von Martin Luther:

*„... so ist doch darauf zu achten, daß die Freiheit der Liebe und des Nächsten Dienerin ist und sein soll. Wenn es denn also geschieht, daß die Menschen sich ärgern oder beirrt werden über diesen vielfältigen Brauch, sind wir wahrlich verpflichtet, die Freiheit zurückzunehmen und, soviel es möglich ist, zu tun und zu veranlassen, daß die Leute sich an uns bessern und nicht ärgern“ (Insel-Ausgabe Bd. V, 74). Soweit Luther.*

Die Liebe ist das wichtigste Kriterium, ihr muß sich alles andere ein- und unterordnen. Die Liebe, die fragt: Wie kann ich den Gottesdienst so gestalten, daß er dem Nächsten zur Erbauung, zur Gottesbegegnung dient? Das müssen die sich fragen lassen, die ständig alles verändern wollen: Dient das wirklich dem andern? Das müssen auch die sich fragen lassen, die jede Veränderung ablehnen und alles so lassen wollen wie es ist: Dient das wirklich dem andern?

Die Frage nach der Liebe, nach der Erbauung, nach dem, ob der Gottesdienst der Gottesbegegnung dient, möchte ich nun in einzelnen Bereichen entfalten. Bitte denken Sie dabei immer mit: Ausgangspunkt ist die Freiheit der Gestaltung, leiten soll dabei die Liebe. Da kann es durchaus zu unterschiedlichen Einschätzungen kommen. Durch die Liebe und das gemeinsame Ziel der Erbauung, des Gemeindeaufbaus sollte aber eine Verständigung möglich sein.

#### 2. Gottesdienst, Tradition und Ökumene

1. Alles ist erlaubt - aber nicht alles dient der Erbauung, dem Gemeindeaufbau. Es dient sicher nicht der Erbauung, wenn wir so tun, als habe es vor uns keine richtigen evangelischen Gottesdienste gegeben, als seien wir die ersten, die begriffen hätten, wie rechter Gottesdienst aussieht. Es dient aber auch nicht der Erbauung, wenn wir nur unverändert fortschreiben, was unsere Väter und Mütter taten. Es dient nicht der Erbauung, die Tradition und die Geschichte, ihre Erfahrungen und ihren Reichtum außer Acht zu lassen. Unsere Aufgabe ist es aber auch nicht, was sie taten, wie in einem Museum zu bestaunen. Vielmehr besteht unsere Verantwortung darin, auf dem Fundament, auf dem sie bauten, so weiterzubauen, daß es dem Gemeindeaufbau heute dient. Dabei müssen wir sogar damit rechnen, daß das, was in einer früheren

Zeit dazu diene, daß Menschen dem lebendigen Gott begegnen, heute diese Funktion nicht mehr erfüllt und schlimmstenfalls dieser Begegnung hinderlich sein kann. Kurzum: Der Umgang mit der Tradition, mit der überkommenen Form des Gottesdienstes ist der erste Bereich, in dem sich Freiheit und Liebe bewähren müssen.

2. Alles ist erlaubt, aber nicht alles dient der Erbauung. Das gilt auch im Blick auf die weltweite Christenheit. Gerade in der Zeit der Globalisierung, der Reisen und der weltweiten elektronischen Kommunikation können wir nicht so tun, als befänden wir uns auf einer Insel. Ebenso wie wir sie in Verbindung mit der Tradition sehen, stehen wir in einem weltweiten Geflecht von Beziehungen. Wenn ein Christenmensch aus einem anderen Land, etwa aus Baden oder Bayern, in einen Württembergischen Gottesdienst kommt, ist es wichtig, daß er diesen als Gottesdienst erkennt und mitfeiern kann. Und wenn Sie anderswo in den Gottesdienst gehen, ist es hilfreich, wenn Sie im Ablauf einen Gottesdienst wiedererkennen. An dieser Stelle ist auch die Verantwortung gegenüber gemischt-konfessionellen Ehen und Familien zu nennen. Die Verantwortung, es ihnen durch die Gestaltung unserer Gottesdienste zu erleichtern, mit uns Gottesdienst zu feiern und Gott zu begegnen.

Das soll keineswegs einen weltweiten Einheitsgottesdienst bedeuten. Trotzdem sollten unsere Gottesdienst im Horizont dieser weltweiten Verbundenheit gestaltet werden. Außerdem dürfen wir von den Erfahrungen und Einsichten anderer lernen: von Willow Creek aus den USA ebenso wie von den Christen in Afrika und ihrer Art, Gottesdienste zu feiern.

3. An dieser Stelle möchte ich einen Blick auf das in der Ankündigung für diesen Studientag genannte neue Gottesdienstbuch für Württemberg werfen. Es wurde in der letzten Woche von der Synode beschlossen. Ohne alle Details zu kennen, halte ich es insgesamt für gelungen. Der theologische Ausschuß der Synode hat eigenständige theologische Kompetenz bewiesen und die Schwachstellen des Vorentwurfs ausgemerzt. Die Verbundenheit mit den anderen Kirchen wird ebenso gewahrt wie das eigenständige Profil Württembergs.

Was wird sich ändern? Nicht viel. Das Vorspiel wird künftig „Musik zum Eingang“ genannt, das Nachspiel „Musik zum Ausgang“. Das Amen der Gemeinde, der Psalm und das Ehr sei dem Vater, seit 1982 mögliche Bestandteile, werden zu festen Bestandteilen. Mögliche neue Elemente sind eine Besinnung nach der Predigt und eine Friedens- oder Segensbitte vor dem Segen, die aber vielerorts schon praktiziert wird. Geändert wird die Stellung des Glaubensbekenntnisses: Es kommt nicht mehr nach dem Stillen Gebet, sondern nach der Schriftlesung. Das macht Sinn: Auf die Verlesung des Gotteswortes antwortet die Gemeinde mit dem Bekenntnis des Glaubens. Einige weitere Veränderungen betreffen das Abendmahl. Kennzeichnend ist also insgesamt die Kontinuität. Abzuwarten bleiben die liturgischen Texte im einzelnen, vor allem die Gebete. Im Vorentwurf waren viele Texte, bei denen man eine kurze Verfallszeit schon voraussagen konnte; manches gehörte in die Rubrik „Lyrik, aber nicht Liturgie“.

Gespannt bin ich auch auf einen zweiten Band, der besondere Gottesdienste umfassen soll. Ich hoffe, daß da auf der einen Seite ein großer Spielraum für Kreativität eröffnet wird, daß auf der anderen Seite aber auch Hilfen dafür gegeben werden, daß das ganze nicht in Wildwuchs und Chaos ausartet. Je mehr Freiräume da sind, um so mehr hängt an der liturgischen Kompetenz aller am Gottesdienst Mitwirkenden.

### 3. Der Gottesdienst „vor Ort“

Wir haben nun einen Rahmen für unsere Situation vor Ort abgesteckt. Wie kann ein Gottesdienst aussehen, der die Geschichte und die weltweite Verbundenheit der christlichen Gemeinde beachtet, der aber vor allem so gestaltet ist, daß er am Beginn des dritten Jahrtausends die Gemeinden auf der Alb und im Schwarzwald, im Gäu und in Hohenlohe, im Unterland und im Oberland „erbaut“, daß er hier dem Gemeindeaufbau dient, daß er hier den Menschen hilft, Gott zu begegnen, auf ihn zu hören und ihm zu antworten?

Eine der Hauptfragen dabei ist: Wen sollen wir dabei im Blick haben? Sollen wir zuerst auf die Kerngemeinde sehen, auf die treuen Gottesdienstbesucher, und darauf achten, daß für sie der Gottesdienst eine Heimat bleibt? Es zeugt in der Tat von wenig Liebe, wenn man Gottesdienstbesucher vergrault und verärgert. Und eine Gefahr besteht darin, daß Dinge verändert für Leute, die nicht kommen, ohne zu wissen, ob dadurch überhaupt jemand Neues kommt. Und was bewirkt wird, ist, daß die, die bisher kamen, nicht mehr kommen. Trotzdem sollte unsere Liebe nicht auf die beschränkt bleiben, die schon in den Gottesdienst kommen.

Dazu nochmals Martin Luther, der seine Überlegungen zur Gestalt des Gottesdienstes so zusammenfaßt: *Denn summa: Wir stellen diese Ordnung gar nicht um derjenigen willen auf, die bereits Christen sind; denn die bedürfen dieser Dinge keines ... Aber um derjenigen willen muß man solche Ordnungen habe, die erst noch Christen werden oder es stärker werden sollen ... Allermeist aber geschieht es um der Einfältigen und des jungen Volkes willen“ (Insel-Ausgabe V, 75).*

Während die genannten Personengruppen zu Luthers noch eher im Gottesdienst zu finden waren, bedarf es heute intensiver Bemühungen, damit sie überhaupt kommen. Gleichwohl ist die Richtung klar: Die Frage der Gestaltung des Gottesdienstes soll zuerst diejenigen im Blick haben, die noch nicht Christen sind bzw. diejenigen, die es noch stärker werden sollen. Und konkret nennt Luther dann „die Einfältigen“ und das „junge Volk“. Darf ich es zugespitzt sagen: Unsere Gottesdienste sollten so gestaltet werden, daß die Konfirmanden sich darin Zuhause fühlen und gerne kommen, daß sie attraktiv, anziehend werden für solche, die der Kirche fernstehen. Ich hoffe, Sie spüren, was da für ein Sprengstoff drin steckt!

Im Gegensatz dazu steht folgende Einstellung: Die andern dürfen gern in den Gottesdienst kommen, wir sind auch dafür, daß die Zahl der Gottesdienstbesucher zunimmt. Aber viele erwarten, daß die Gottesdienste, die für uns eine Heimat sind, genau so für andere zur Heimat werden. Und ein solches Denken ist lieblos. Statt zu fragen: Wie können wir ihnen den Zugang zum Gottesdienst erleichtern?, bleiben wir selbstgefällig, wie wir sind. Ich sage „wir“, weil ich damit eine Mentalität meine, die in unseren Gemeinden weit verbreitet ist. Da gibt es Gemeinden, die wollen offen und missionarisch sein. Aber so, wie sie sind und sich verhalten, verhindern sie gerade das, was sie wollen. Statt den andern entgegenzukommen, verlangen sie von ihnen, daß sie genauso werden, wie sie selbst sind.

Vielleicht ist das erste, was dran ist, auch gar nicht, daß wir die Gottesdienste verändern. Grundlegend ist eine Änderung unserer Einstellung. Paulus formuliert es so: *1Kor 9, 19-22: Den Juden bin ich ein Jude geworden, damit ich die Juden gewinne ... Den Schwachen bin ich ein Schwacher geworden, damit ich die Schwachen gewinne. Ich bin allen alles geworden, damit ich auf alle Weise einige rette“.*

„Den Juden ein Jude“ - das meint nicht eine Anbiederung oder eine Anpassung nach dem Motto: wir tun alles, damit die Leute die Kirche gut finden und nicht austreten. Die Liebe denkt zuerst an die andern, was ihnen dient, damit sie Christus begegnen können.

Dazu zwei Stichworte:

a) *Gastfreundschaft*. Was erlebt einer, der von außen dazustößt? Eine geschlossene Gesellschaft, das Signal: wir sind uns schon selbst genug – oder Offenheit und Gastfreundschaft? Das alles „predigt“ bisweilen genauso wie die Worte von der Kanzel, es ist eine Aufgabe nicht nur für Prediger und Liturgen, sondern für die ganze Gemeinde.

b) *„Inkulturation“*. Das ist ein Stichwort aus der Missionswissenschaft. In der Mission ist es einleuchtend: Wenn ich andern das Evangelium zugänglich machen möchte, dann muß ich zunächst ihre Kultur und Sprache kennenlernen: die Art und Weise, wie sie miteinander umgehen, ihr Leben gestalten, auch, wie sie miteinander feiern und vieles andere mehr. Das erfordert enorme Anstrengungen, die Jahre dauern können. Aber nur so können andere das Evangelium verstehen und merken: es ist nicht nur eine Sache für Mitteleuropäer, es gilt auch uns. „Inkulturation“ heißt: sich um eine kulturellen Gestalt des Evangeliums mühen, die dem Leben und Erleben der Menschen entspricht.

Mittlerweile können wir auch im Missionsland Deutschland nicht mehr darauf verzichten. Auch bei uns ist es unerlässlich zu fragen: Wie denken die Menschen in unserer Umgebung? Was beschäftigt sie? Auch bei uns gilt: Jedem soll das Evangelium in seiner Kultur zugänglich sein. Mit „Kultur“ meine ich hier Lebensgewohnheiten und Lebensweisen im weitesten Sinne. In dieser Hinsicht besteht ein kultureller Graben zwischen Konfirmanden und zwischen der älteren Generation, die vielerorts den Großteil der Gottesdienstbesucher ausmacht. Es wäre schade, wenn ein Konfirmand das Evangelium nur in der ihm meist fremden kulturellen Gestalt eines traditionellen Gottesdienstes kennenlernen würde!

Vielen unserer Mitmenschen, die selten oder nie in einen Gottesdienst gehen, begegnen in unseren Gottesdiensten Musikstile und Sprachformen, die für sie häufig ungewohnt und häufig fremd sind. Und wir erwarten in der Regel, daß sie sich anpassen. Oder wir meinen, es sei damit getan, gelegentlich ein neueres Lied zu singen. Wie sollen wir darauf reagieren? Ich möchte das mit dem Stichwort „Erlebnisorientierung“ vertiefen.

#### **4. Gottesdienstgestaltung zwischen Tradition und Erlebnisorientierung**

Ein Kennzeichen unserer traditionellen Gottesdienste ist, daß sie vom regelmäßigen Vollzug leben. Es ist eine Form, in die man sich hineinfinden muß, mit der man vertraut werden muß. Sie erschließt sich oft nicht beim ersten Mal, sondern erst allmählich. Dafür ist es eine Form, die man nicht ständig umkrempeln muß, sondern die eine Dauerhaftigkeit hat und zur Heimat werden kann. Ich nenne dieses Modell „Liturgiedidaktik“. Nach dieses Modell arbeitet weiterhin auch der Konfirmandenunterricht. Ich halte viel von Liturgiedidaktik. Für diejenigen, die regelmäßig zum Gottesdienst kommen, ist sie hilfreich. Das Problem beginnt, wenn Menschen nur selten kommen.

Wie sollen wir darauf reagieren? Wir könnten sagen: du mußt regelmäßig kommen, dann „bringt“ es dir etwas. So sehr ich mir das wünsche, daß Menschen regelmäßig kommen, nur wenige lassen sich derzeit darauf ein. Ich halte es deshalb für hilfreicher, zu denken: Wenn er oder sie auch nur einmal kommt, soll er etwas verstehen und mitnehmen können. Ich will

nicht fordern: Du mußt regelmäßig kommen!, sondern den Gottesdienst so gestalten, daß er von selbst wieder kommt, daß ihm der eine Gottesdienst Appetit auf mehr macht. Ja mehr noch, ich möchte den Gottesdienst so gestalten, daß ich gerne auch meine Nachbarn und Freunde dazu einladen kann. Das mag ein hoher Anspruch und ein weiter Weg sein, aber wir brauchen Ziele, die uns die Richtung angeben.

Wie aber sieht ein Gottesdienst aus, der den Empfindungen und Gewohnheiten der Menschen heute entspricht? Ich möchte es mit dem Stichwort „Erlebnisorientierung“ bezeichnen. Eines der Kennzeichen ist, daß „unmittelbare Evidenz“<sup>6</sup> gefragt ist. Dem distanzierten und kirchenfernen Zeitgenossen genügt es nicht, wenn er gesagt bekommt, beim regelmäßigen Gottesdienstbesuch werde sich ihm das Geheimnis des Gottesdienstes erschließen. Heute erwarten Menschen, v. a. sog. „Distanzierte“, daß der Gottesdienst, an dem sie teilnehmen, für sie nachvollziehbar und für ihr Leben relevant ist. Sie fragen ganz einfach: Was bringt mir der Gottesdienst? Um sie mit dem Evangelium zu erreichen, müssen wir uns auf ihre Rezeptionsmuster einlassen, auch auf ihre Sprachgewohnheiten und musikalischen Vorlieben. Hinter dem Bedürfnis nach Erlebnis steckt auch der Wunsch nach Ganzheitlichkeit. Das ist durchaus berechtigt: Der Glaube, die Gottesbeziehung ist nicht nur etwas für den Kopf, sondern umfaßt den ganzen Menschen.

Was aber bedeutet „Erlebnisorientierung? Heißt das, daß wir den Gottesdienst wie eine Unterhaltungsveranstaltung an ständig wechselnde Kundenbedürfnisse anpassen - frei nach dem Motto: Sie wünschen, wir spielen? Hier tut sich ein Problem auf: Die Erlebnisorientierung ist ambivalent. Auf der einen Seite ist sie notwendig. Eine Gemeinde, die aus Liebe den Menschen entgegenkommen und sie dort abholen möchte, wo sie sind, wird nicht darum herumkommen. Auf der anderen Seite ist die „Erlebnisorientierung“ auch keine neutrale Verpackung. Dazu Manfred Josuttis: „Wer sich dem Diktat der Erlebnisgesellschaft unterwirft, hat schon verloren“ (*Die Einführung in das Leben*, 1996, 89). Er begibt sich in den Zwang, immer neue und bessere Erlebnisse produzieren zu müssen. Heute ist es ein Anspiel, morgen braucht man eine Band, und übermorgen muß ein Elefant in den Gottesdienst, um etwas Neues und ansprechendes zu bieten. Unter dem „Diktat der Spaßgesellschaft“<sup>7</sup> wird der Gottesdienst zum „event“, zu einer Unterhaltungsveranstaltung, die sich bruchlos an die Seite von Disco, Kino und Internet stellt und zum unverbindlichen Konsum einlädt. Die Folge: aus der Gemeinde wird das Publikum. Damit will ich mich in keiner Weise gegen eine phantasiereiche und kreative Gottesdienstgestaltung wenden! Es heißt auch nicht, daß die traditionellen Gottesdiensten frei von Gefährdungen wären.

*[Ulrich H. Körtner formuliert es in einem anderen Zusammenhang pointiert: „Während manche Spielarten neureligiöser Spiritualität, aber auch der christlichen charismatischen Bewegungen ein religiöser Doppelgänger unserer heutigen Erlebnisgesellschaft sind, zeigt sich die Volkskirche als Spiegelbild unserer Konsum- und Versorgungsmentalität“<sup>8</sup>.*

Die Aufgabe bleibt in beiden Fällen dieselbe: Gottesdienste so gestalten, daß für jeden die Bedeutung des Evangeliums in seiner Situation erkennbar wird.]

---

<sup>6</sup>L. Friedrichs, in: *Jenseits der Agende*, 116.

<sup>7</sup>Andreas Malessa, *Und wenn der „zweite Gottesdienst“ der Erste wird?*, a+b 1/2000, 17-21 (18).

<sup>8</sup>Ulrich H. J. Körtner, *Zeitgeist statt Heiliger Geist? Wege zwischen Verdrängung und Verlotterung*, ThBeitr 30 (1999), 151-165 (165).

„Gottesdienst zwischen Tradition und Erlebnisorientierung“ ist also keine rhetorische Frage, sondern eine Aufgabe, die sich jeder Zeit neu stellt. Sie führt zu einer Gratwanderung: Wir müssen uns auf legitime Erlebnisbedürfnisse unserer Mitmenschen einlassen - und uns zugleich billigen Anpassungserwartungen verweigern.

Dazu noch ein Gedanke: Wenn schon Erlebnis, muß es Zerstreuung durch immer neue Reize sein - gibt es nicht auch andere Arten des Erlebens? Nicht nur ein Gottesdienst mit viel *action* kann Zuspruch finden, sondern auch einer, der von Stille und Besinnung geprägt ist. Neben die Aufgabe der Inkulturation tritt die der Konterkulturation: Aufgabe der christlichen Gemeinde ist es nicht nur, nahe an den Menschen dran zu sein, sondern auch ein klar erkennbares Profil zu haben.

Last not least: So wichtig die Frage nach der Erlebnisorientierung ist, sie ist nicht alles. Auch moderne Musikstile können mit einer kalten Atmosphäre verbunden sein. Mindestens ebenso wichtig ist es, daß Gemeinschaft und Verbundenheit spürbar werden, Freude am Gottesdienst und eine gastfreundlichen Atmosphäre, die es andern leicht macht, in den Gottesdienst hineinzu finden.

## **5. Die drei Gestalten des Gottesdienstes bei Martin Luther (in der „Vorrede zur deutschen Messe“ von 1526) und unsere Gottesdienste heute**

Man kann die Frage auch anders weiterführen: kann man das alles von *einem* Gottesdienst erwarten - von unserem traditionellen Sonntagmorgengottesdienst? Da soll ein Gottesdienst Konfirmanden ansprechen, für junge Familien geeignet sein, Außenstehende integrieren, der älteren Generation eine Heimat bieten und vieles andere mehr. Das führt weiter zur Frage der *Zielgruppenorientierung*. Am Horizont zeichnet sich schon das Thema Zweitgottesdienste ab. Ich möchte es mit einem Ausflug ins 16. Jahrhundert einleiten: Wieder geht es zu Martin Luther. Schon Luther hat so etwas wie „Zielgruppenorientierung“ praktiziert: Am Sonntagmorgen gab es um 5, winters um 6 Uhr einen Predigtgottesdienst, der vor allem für das Gesinde gedacht war, das wegen der Arbeit nicht später kommen konnte. Zur Nachahmung empfohlen!

Ein erhellender Blick auf die Gegenwart ergibt sich vor allem aus Luthers *Vorrede zur Deutschen Messe* von 1526. Luther schlägt drei Weisen des Gottesdienstes vor. Die erste Form ist die lateinische Messe. Luther will sie um der Jugend und der Bildung willen beibehalten: „Denn ich wollte gern solche Jugend und Leute erziehen, die auch in fremden Ländern Christus zunutze sein und mit den Leuten reden könnten, damit es uns nicht erginge wie den Waldensern in Böhmen, die ihren Glauben in ihre eigene Sprache so eingefangen haben, daß sie mit niemandem verständlich und deutlich reden können, es sei denn, daß er ihre Sprache zuvor lernt“ (M. Luther, Insel-Ausgabe Bd. V, 76).

Bei der zweiten Form, der deutschen Messe, ging es Luther um den Öffentlichkeitscharakter und die Verständlichkeit für „alles Volk“, „worunter viele sind, die noch nicht glauben oder Christen sind, sondern die Mehrzahl steht da und gafft, daß sie auch etwas Neues sehen, gerade als ob wir mitten unter den Türken oder Heiden auf einem freien Platz oder Feld Gottesdienst hielten“. Luther wollte dem Gottesdienst einen geradezu missionarischen Charakter geben, wenn er ihn als „öffentlichen Anreiz zum Glauben und zum Christentum“ bezeichnet. Mittlerweile entspricht der „traditionelle“ Gottesdienst nur noch begrenzt dem Anliegen Luthers, ja, er läßt vielmehr auffällige Ähnlichkeiten mit der „ersten Weise“ erkennen: er ist

nicht für alle verständlich, die Sprache des Gottesdienstes ist für viele eine „fremde“ Sprache. Aber er ist aus „sprachlichen“ Gründen nötig, weil er die Voraussetzungen zur „Verständigung“ mit der weltweiten Christenheit schafft und zugleich die Schätze aus der bisherigen Geschichte an die kommenden Generationen weitergibt.

Hier kann man nun argumentieren, und mehrere berufen sich zur Begründung von Zweitgottesdiensten auch auf Luther: Wenn heute der traditionelle Gottesdienst dem ähnelt, was zu Luthers Zeiten die lateinische Messe war, dann fehlt das, was für Luther die deutsche Messe sein sollte: Ein Gottesdienst, der eine „öffentliche Reizung zum Glauben und zum Christentum“ darstellt. Ein Gottesdienst, der für Außenstehende und Fernstehende offen und zugänglich - und vor allem verständlich ist. Ein Gottesdienst, der für die „Türken und Heiden“ unserer Zeit anziehend ist.

Schließlich gibt es noch die „dritte Weise“ des Gottesdienstes für „diejenigen die mit Ernst Christen sein wollen“: Sie wäre heute weitgehend in kleineren Gruppen wie Bibelgesprächskreisen, Hauskreisen und Gemeinschaftsstunden zu sehen, die eine wichtige und notwendige Ergänzung zum öffentlichen Gottesdienst darstellen.

*„Aber die dritte Art, die die richtige Art der evangelischen Ordnung haben sollte, dürfte nicht so öffentlich auf dem Platz geschehen unter allerlei Volk. Sondern diejenigen, die mit Ernst Christen sein wollen und das Evangelium mit Hand und Mund bekennen, müßten sich namentlich einschreiben und irgendwo in einem Haus allein sich versammeln zum Gebet, zum Lesen, zum Taufen, das Sakrament zu empfangen und andere christliche Werke auszuüben. In dieser Ordnung könnte man die, die sich nicht christlich verhielten, erkennen, tadeln, bessern, ausstoßen oder in den Bann tun nach der Regel Christi, Matth. 18.15ff“ (Ebd., S. 77f).*

## 6. Zweitgottesdienste

Doch nun zu den sog. „Zweitgottesdiensten“. In den letzten etwa 10 Jahren war in Deutschland ein erstaunlicher Boom von Zweitgottesdiensten zu beobachten. Allein in Württemberg liegt die Zahl der Gemeinden, die regelmäßig „besondere“ Gottesdienste anbieten, mittlerweile bei etwa 200. Aus anderen Landeskirchen ist Ähnliches zu hören. Ein prägnantes Beispiel aus meiner direkten Nachbarschaft: Innerhalb der nur weniger Monate begann 1999/2000 an drei Orten in der Region Steinlach /Wiesaz bei Tübingen ein solches „Zweites Programm“: „Alpha-Gottesdienste“ in Gomaringen, „Aufbruch-Gottesdienste“ in Mössingen und „Vitamin C-Gottesdienste. Gott erfrischend feiern“ in Dußlingen.

Bei allen Unterschieden im einzelnen weist diese neue „Welle“ von Zweitgottesdiensten eine Reihe gemeinsamer Merkmale auf (Joachim Stricker hat sie zusammengestellt)<sup>9</sup>: Zielgruppen sind vor allem junge Familien und die mittlere Generation (25-45 Jahre), also diejenigen Bevölkerungsgruppen, die in traditionellen Gottesdiensten in der Regel nur spärlich vertreten sind. Die „neuen“ Zweitgottesdienste finden am Samstagabend, am späten Sonntagvormittag oder am späten Sonntagnachmittag bzw. -abend statt. Sie werden von einem Team verantwortet, finden in „locker“ gestalteter Atmosphäre statt, eine Moderation ergänzt die Liturgie, im Gottesdienst finden sich kreative Teile (z. B. Anspiel oder Pantomime), neuere Musik wird gespielt, der Ort ist häufig nicht die Kirche, sondern das Gemeindehaus. Die Gottesdienste

---

<sup>9</sup>S. dazu Joachim Stricker, Der „ganz normale“ Zweitgottesdienst, in: „Neue Gottesdienste braucht das Land“ hg. vom Amt für miss. Dienste, 3-5.

orientieren sich nicht an vorgegebenen Bibeltexten bzw. Perikopen, sondern haben ein Thema. Zu den häufig in einem Rhythmus von 4-8 Wochen stattfindenden Gottesdiensten wird besonders eingeladen; nach dem Gottesdienst wird ein Imbiß angeboten und zum gemütlichen Zusammensein eingeladen.

Ob es sich hier um eine von momentaner Begeisterung getragene „Welle“ handelt, die wieder abebbt, oder ob sich daraus dauerhafte Veränderungen der gottesdienstlichen „Landschaft“ ergeben werden, bleibt abzuwarten. An manchen Orten sind schon Ermüdungserscheinungen erkennbar. Auch die Positionen sind unterschiedlich: Die einen sehen darin den Schlüssel zum Gemeindeaufbau, andere warnen vor einer Zersplitterung der Gemeinden. Aber insgesamt sind die Stimmen der Kritiker in der letzten Zeit leiser geworden.

## 7. Die Frage nach der Zielgruppenorientierung

7.1. Seit langem gibt es bei uns Gottesdienste für spezielle Zielgruppen: Gottesdienste in Altersheimen und Krankenhäusern, Gottesdienste für Schüler, für Studierende und für Soldaten, Gottesdienste für Deutsche in Moskau und für Koreaner in Tübingen.

Das Anliegen der „neuen“ Zielgruppenorientierung besteht in der Beobachtung, daß der bestehende Gottesdienst zwar den Anspruch hat, für alle da zu sein, aber faktisch nur einen Ausschnitt der Gesellschaft erreicht: *„Empirisch gesehen finden die meisten evangelischen Gottesdienste als Zielgruppen-Gottesdienste statt, auch wenn dies oft ... nicht bewußt ist“*. *Die „liturgische Form führt dazu, daß ältere Erwachsene aus der Kleinbürger- bis Mittelschicht zum Gros der Gottesdienstgemeinde gehören“<sup>10</sup> (Christian Grethlein).*

Die zunehmende Pluralisierung der Gesellschaft macht es schwer, wenn nicht sogar unmöglich, eine Gottesdienstform zu finden, die allen entspricht: *„In einer pluralistischen Gesellschaft, in der Menschen verschieden gebildet sind und dementsprechend unterschiedliche Wahrnehmungs- und Kommunikationsformen pflegen, droht für das gottesdienstliche Angebot die Gefahr, einzelne Gruppen besonders zu bevorzugen. Es erscheint gegenwärtig ... (fast) unmöglich, eine alle Menschen in unserem Land gleichermaßen ansprechende, d.h. (mit Luther) ‘zum Glauben reizende’ Veranstaltungsform zu finden“<sup>11</sup> (Christian Grethlein).*

Damit sind wir wieder beim Thema der Inkulturation, bei der Aufgabe der gottesdienstlichen „Inkulturation“ des Evangeliums in gegenwärtige Lebens- und Erlebenswelten. Darin liegt die große Chance und Aufgabe von Zweitgottesdiensten, ja von zielgruppenorientierten Angeboten überhaupt. Manche gehen hier noch einen Schritt weiter und streben sog. „Lebensweltgemeinden“ an. Gemeint sind damit Gemeinden, die nicht wie die Ortsgemeinden geographisch abgegrenzt sind, sondern ihre Grenzen kulturell definieren<sup>12</sup>.

In der multikulturellen Gesellschaft wird man tatsächlich fragen müssen, ob es nicht einer Vielzahl von Inkulturationen bedarf, um alle zu erreichen. Von den zahlreichen Kulturen der bei uns lebenden Ausländer abgesehen ist freilich die Vielfalt nicht unbegrenzt, man kann

---

<sup>10</sup>Pro & Kontra Zielgruppen-Gottesdienste, praxis 3/98, S.14f; Christian Grethlein: „Pro“ (S.14). Ähnlich ist die Argumentation bei Jörg Knoblauch, Kann Kirche Kinder kriegen? Der zielgruppenorientierte Gottesdienst, Wuppertal 1996, 10-12.

<sup>11</sup>Grethlein, Ebd.

<sup>12</sup>S. Reinhold Krebs, Lebenswelt-Gemeinden auf dem Hintergrund von church-planting, in: Wenn Kirche wächst ... Studenheft zu Alternativen des Gemeindeaufbaus, hg. vom Evang. Oberkirchenrat Stuttgart, Stuttgart 2002, 15-18 (15).

eine begrenzte Zahl von Prägungen und Milieus unterscheiden. Viele berufen sich dazu auf die „Erlebnisgesellschaft“ des Bamberger Soziologen Gerhard Schulze, der fünf Milieus unterscheidet.

7.2. Auf der anderen Seite droht eine Gefahr. Die Grenze der Zielgruppenorientierung liegt dort, wo die „milieubedingte Zersplitterung der Gesellschaft“<sup>13</sup> sich in der christlichen Gemeinde bis in den Gottesdienst hinein fortpflanzt oder gar imitiert und dadurch verfestigt wird<sup>14</sup>. Zur Gemeinde Jesu Christi gehört immer auch, daß durch die Einheit in Christus die Unterschiede zwischen Nationen und Generationen ebenso wie Bildungsunterschiede und Zugehörigkeit zu sozialen Schichten aufgehoben werden.

Das heißt, die Kriterien der Inkulturation und der Verständlichkeit sind zu ergänzen durch das Kriterium der Einheit der Gemeinde in Jesus Christus, die alle kulturellen, sozialen, nationalen und biologischen Unterschiede relativiert und nivelliert: *Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus“ (Gal 3,28).*

7.3. Damit lassen sich Chancen und Grenzen der Zielgruppenorientierung im Rückgriff auf den Apostel Paulus präzise benennen: Zielgruppenorientierung steht in der Spannung zwischen 1Kor 14,19ff (wo Paulus die Verständlichkeit für „Unkundige und Ungläubige“ einfordert) und 1Kor 9,20-22 („den Juden bin ich wie ein Jude geworden, ... Ich bin allen alles geworden, damit ich auf alle Weise einige rette“) auf der einen und Gal 3,26-28 („hier ist nicht Jude noch Grieche ... denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus“) auf der anderen Seite. Beides ist nötig: die Orientierung an den Zielgruppen - weil nur so Menschen in ihrer Situation erreicht werden - und das Überschreiten gesellschaftlicher Grenzen innerhalb der Gemeinde. Damit sage ich nicht, daß beides von einer bestimmten Gottesdienstform geleistet werden muß, wichtig ist, daß beides in einer Gemeinde im Blick ist und angestrebt wird. Wie und wo, das kann je nach Situation variieren.

7.4. Die Frage nach der missionarischen Öffnung durch Zweitgottesdienste muß also immer auch in Verbindung mit der Frage nach der Einheit der Gemeinde gesehen werden<sup>15</sup>. Wie Apg 15 zeigt, konnte schon in der Urchristenheit die Spannung zwischen missionarischer Öffnung einerseits und der Einheit der Gemeinde andererseits zum Konflikt führen. Die Frage war damals, ob Heiden erst Juden werden müssen, wenn sie zur Gemeinde dazukommen. Nicht nur der Gehorsam gegenüber dem Missionsbefehl Christi, sondern auch die Wahrung der Einheit und das Ringen um die „Schwachen im Glauben“ ist dabei ein hohes Gut, mit dem verantwortungsvoll umzugehen ist. Wo eine bestehende Gemeinde über den Streit um angemessene missionarische Formen und Methoden zerbricht und uneins wird, nimmt auch die Glaubwürdigkeit nach außen und damit zugleich die missionarische Ausstrahlung Schaden. Schon in der Bibel gibt es aber auch den Fall, daß es besser ist, auseinanderzugehen, als in ständigem Konflikt zu leben. Aber der Idealfall ist das nicht. Der Idealfall ist es nicht, wenn

---

<sup>13</sup>Manuel Janz, Der Gottesdienst - Problem für den modernen Menschen? Ichthys Nr. 28, 63-71 (70).

<sup>14</sup>Vgl. Rudolf Roosen, Die Kirchengemeinde - Sozialsystem im Wandel, Berlin/New York 1997 (APTh 9), 164f: „Es ist durchaus fraglich, ob die Antwort der Kirche auf gesellschaftliche Differenzierung tatsächlich analog sein muß und folglich ‘innerkirchliche Ausdifferenzierung’ heißen sollte“ (zur Studie „Person und Institution“ der EKHN).

<sup>15</sup>Vgl. dazu den Vortrag von Karl-Heinz Schlaudraff: Das Zweite Gottesdienstprogramm und die Einheit der Gemeinde, in: „Neue Gottesdienste braucht das Land“, 6-15.

ein Zweitgottesdienst entsteht, weil die Frömmigkeitsstile in einer Gemeinde so auseinandergehen, daß sie nicht mehr im Gottesdienst zusammenfinden können.

Viele berufen sich im Hinblick auf Zweitgottesdienste auf die englische Gemeindepflanzungsbewegung (*Church Planting*). Wo dort über einen Gottesdienst eine neue Gemeinde „gepflanzt“ wird, sieht das in der Regel so aus, daß eine Gruppe von Mitarbeitern von der „Muttergemeinde“ beauftragt und ausgesandt wird. Das wäre auch mein Wunsch für die Zweitgottesdienste bei uns: nicht ein Neben- oder Gegeneinander der unterschiedlichen Gottesdienstformen, sondern ein Miteinander. Ein Miteinander in dem Sinn, daß man sich gegenseitig unterstützt, füreinander betet, füreinander Interesse zeigt, in dem Sinne: der Gottesdienst, den die andern machen, ist zwar nicht mein Stil und mein Geschmack (das muß er auch nicht sein), aber ich freue mich über die Phantasie und die Liebe, die die andern hier hineinstecken.

7.5. Michael Herbst (Greifswald) betont in diesem Zusammenhang: *„Die Einheit in versöhnter Verschiedenheit ist ... nicht der Ausgangspunkt der liturgischen Bemühungen, so sehr sie als Zielpunkt festgehalten werden muß“*. D. h., die Ziele der missionarischen Offenheit und der Einheit wären nicht gleichzeitig, sondern nacheinander anzustreben: zuerst die Offenheit, dann die gottesdienstliche Einheit. Dazu ist Geduld nötig; über gemeinsame Elemente im Gottesdienst und „liturgische Gastfreundschaft“ sieht Herbst das Ziel der „Vollversammlung der Gemeinde in der gottesdienstlichen Mahlfeier“ als „Zielpunkt des Gemeindeaufbaus“<sup>16</sup>.

Ein Beispiel dazu: Wenn ein Konfirmand oder sonst ein junger Mensch eine gottesdienstliche Heimat in einem Gottesdienst für seine Altersgruppe findet und erste Schritte im Glauben geht, dann kann ich nicht sofort mit der Forderung kommen, er solle nun regelmäßig in einen traditionellen Gottesdienst gehen, seinen Musikgeschmack auf Kirchenlieder hin umorientieren und sich in der Gemeinschaft alter Menschen wohlfühlen. Auf der anderen Seite hoffe ich gleichwohl, daß er im Lauf der Zeit entdeckt, daß es andere Christenmenschen gibt, die anders geprägt sind und auf andere Weise Gottesdienst feiern. Mein Ziel wäre, daß es zu Begegnungen kommt, in denen beide einander kennen und schätzen lernen.

## **8. Weitere Beobachtungen zu Zweitgottesdiensten**

1. Brauchen wir in unserer Gemeinde einen Zweitgottesdienst? Diese Frage stellt sich nicht allen. Entweder es gibt schon einen, oder von der Situation her sind andere Themen drängender. Für andere hingegen stellt sich die Frage durchaus. Dazu einige Überlegungen:

Zuerst ist nach dem bzw. den vorhandenen Gottesdiensten und der Gottesdienstgemeinde zu fragen. Dort, wo die Gottesdienstgemeinde am Aussterben ist, gibt es andere Probleme als einen Zweitgottesdienst. Dort kann aber auch flexibel mit dem vorhandenen Gottesdienst umgegangen werden.

Anders ist der Fall dort, wo der traditionelle Gottesdienst lebt und für viele etwas bedeutet. Das erfordert ein anderes Vorgehen. Ein Zweitgottesdienst könnte dann hilfreich sein, wenn die vorhandene Gottesdienstgemeinde erkennbare Grenzen hat: Wenn ganze Altersgruppen fehlen - häufig die junge Generation oder junge Familien -, wenn geographisch ein bestimmter Bereich der Gemeinde, etwa eine Wohnsiedlung, nicht vertreten ist. Dann kann es der Ü-

---

<sup>16</sup>Michael Herbst, *Neue Gottesdienste braucht das Land*, BThZ 17 (2000), 155-176: 173.

berlegung wert sein, hier einen eigenen Gottesdienst ins Auge zu fassen: Jugendgottesdienste, Gottesdienste für junge Familien, oder Gottesdienste für eine bestimmte Wohnsiedlung.

Wo hingegen die Gottesdienstgemeinde eine große Breite und Weite erkennen läßt, da kann man auch am traditionellen Gottesdienst weiterarbeiten: durch die Integration unterschiedlicher Musikstile, durch Beteiligung unterschiedlicher Gruppen, durch kreative Elemente usw.

2. Einen kritischen Punkt bei fast allen Zweitgottesdiensten in unserem Umfeld sehe ich in der Frage der Regelmäßigkeit. In der Jakobuskirche in Tübingen sagt man: „Was nicht regelmäßig geschieht, geschieht in der Regel mäßig“. Die hohen Ziele, die viele mit Zweitgottesdiensten verbinden, lassen sich mit einem Gottesdienst, der nur 5-6 mal, meinerseits auch 10-12 Mal im Jahr stattfindet, kaum erreichen. Auch die Vorbilder in England und den USA feiern in der Regel häufiger, wenn nicht sogar wöchentlich Gottesdienst.

Findet der Gottesdienst nur in so großen Abständen statt, überwiegt der event-Charakter, der Gottesdienst ist das Außergewöhnliche. Gottesdienst soll sich aber dadurch auszeichnen, daß er im positiven Sinn etwas Gewöhnliches und Gewohntes darstellt.

Natürlich ist mir bewußt, daß ein 14tägiger oder gar wöchentlicher Rhythmus bei den meisten Zweitgottesdiensten in Württemberg kaum denkbar ist. An vielen Orten sind die Mitarbeiter auch so schon an ihren Grenzen. Der hohe Aufwand für Werbung, Raumgestaltung, Anspiel, Imbiß usw. läßt sich nicht beliebig ausweiten. Das spricht nicht grundsätzlich gegen sie, jedoch sollten auch die Grenzen dessen, was Zweitgottesdienste leisten können und was nicht, realistisch eingeschätzt werden.

3. Eine weitere Beobachtung betrifft die Rolle des Pfarrers bzw. der Pfarrerin im Hinblick auf den Zweitgottesdienst. Sie ist irgendwo zwischen Hauptinitiator und Bremsklotz anzusiedeln. Es gibt beides: Den Fall, daß die Hauskreise eines Ortes gemeinsam einen Zweitgottesdienst in ausgesprochener oder unausgesprochener Opposition zum Pfarrer initiieren ebenso wie den Fall, daß der Pfarrer gegen Widerstände im Kirchengemeinderat und in der Kerngemeinde versucht, einen Zweitgottesdienst einzuführen.

Was ist anzustreben? Sicherlich eine Atmosphäre gegenseitigen Vertrauens auf der Grundlage eines gemeinsamen Anliegens. An vielen Orten könnte der Pfarrer darüber hinaus auch die Rolle eines theologischen Beraters übernehmen, ohne ständig präsent sein zu müssen. Denkbar wäre auch eine Beauftragung eines Mitarbeiterteams zur eigenständigen Wahrnehmung des Dienstes, wie das etwas in der Jugendarbeit zu finden ist.

4. Zweitgottesdienste zwischen missionarischer Öffnung und profilierter Frömmigkeit - so möchte ich einen weiteren Spannungsbogen bezeichnen. Fragt man die Mitarbeiter von Zweitgottesdiensten nach ihrem Ziel und ihrer Zielgruppe, so gibt es zwei Typen von Antworten:

a) Die einen streben eine Öffnung an. Sie wollen einen bewußt missionarisch gestalteten Gottesdienst, der Gruppen erreicht, die vom traditionellen Gottesdienst nicht erreicht werden, häufig Jugendliche oder junge Familien.

b) Die anderen wollen Gottesdienste feiern, die ihnen entsprechen. Oft suchen sie einen Raum für ihren Frömmigkeitsstil, der für sie im traditionellen Gottesdienst zu wenig vorkommt: die einen liturgisch oder von Taizé her geprägt, andere erwecklich, wieder andere charismatisch.

Ich halte beide Anliegen für berechtigt, sofern die Profilierung eines Frömmigkeitsstils nicht mit einer arroganten Selbstgenügsamkeit verbunden ist. In der Praxis können beide Anliegen nahe beieinander liegen. Gleichwohl halte ich es für wichtig, sie zu unterscheiden. Wer missionarische Öffnung auf seine Fahnen schreibt, sollte selbstkritisch darauf achten, daß es

sionarische Öffnung auf seine Fahnen schreibt, sollte selbstkritisch darauf achten, daß es sich nicht de facto um einen Rückzug in die Nische handelt, geprägt vom Wunsch, die eigene Frömmigkeit ungestört unter Gleichgesinnten pflegen zu können.

Es ist bemerkenswert, daß eine liturgiesoziologische Untersuchung beim GoSpecial in Niederhochtadt, also einem der bekanntesten und profiliertesten der neuen Zweitgottesdienste, das Fazit zieht: „*Der Intention nach sollen 'Kirchendistanzierte' angesprochen werden, doch lassen Indizien vermuten, dass sich über diese Gottesdienstform ein der Kirche verbundenes Milieu ausdifferenziert und konstituiert*“<sup>17</sup>.

Ich finde es erfreulich, wenn ein missionarischen Gottesdienst auch Christen anzieht. Bedauerlich ist es nur, wenn man große Zahlen nur als Bestätigung sieht und dadurch die aus dem Blick verliert, die man eigentlich erreichen wollte.

5. Ein weiterer wichtiger Spannungsbogen<sup>18</sup> ist der zwischen Nähe und Distanz zum Alltag: Soll der Gottesdienst „alltagsnah“ sein – oder „etwas anderes“ als der Alltag?

a) Die einen wünschen sich, daß der Gottesdienst etwas anderes ist als der Alltag. Im Gottesdienst wollen sie den Alltag hinter sich lassen und sich auf Gott hin ausrichten. In Zweitgottesdiensten stehen dafür etwa die Lobpreismusik, Phasen der Stille, eine feierliche Atmosphäre.

b) Für andere ist wichtig, daß der Gottesdienst relevant für ihren Alltag und ihre Lebenswirklichkeit ist. Sie wollen Impulse, Anregungen und Hilfen für die Gestaltung des Alltags. Dafür stehen Elemente wie ein Anspiel und eine Ansprache oder Predigt, die nicht von einem Bibeltext, sondern von einem Thema ausgeht.

Zum Gottesdienst gehört beides. Gottesdienst ist etwas anders als der Alltag. Es ist ein bewußtes Heraustreten aus dem Alltag und ein Hineintreten in die Gegenwart Gottes. Und zugleich: Gottesdienst hat etwas mit meinem Alltag zu tun. Bei Zweitgottesdiensten sind häufig Akzentsetzungen nach einer der beiden Seiten hin zu finden. das ist durchaus berechtigt, solange dies nicht auf Kosten der anderen geht bzw. diese bewußt ausgeklammert wird.

## **9. Gottesdienst und Gemeindeaufbau**

1. Vermutlich kennen Sie das: In der Gemeinde, im Kirchengemeinderat werden Stimmen laut: Wir sollten mal wieder etwas unternehmen. Und je nach Gemeinde wird dann ein Projekt aus dem Boden gestampft: Hier eine Musiknacht, dort ein Gemeindefest, wieder woanders eine Evangelisation. Das können alles gute und hilfreiche Dinge sein. Allerdings stehen isolierte Aktionen unter der Gefahr, daß ihre Wirkungen schnell verpuffen. Besser ist es, die einzelnen Aktionen und Projekte als Teil des Gemeindeaufbaus zu sehen, anstatt konzeptionslos herumzuwurschteln, was leider noch viel zu häufig der Fall ist.

Das gilt auch und gerade für Zweitgottesdienste bzw. die „gottesdienstliche Städtebauplanung“ einer Gemeinde insgesamt. Es ist wichtig, sich zu überlegen, wie die einzelnen Bausteine zusammenpassen und zusammenwirken sollen. Auch Gottesdienste sind Teil des Gemeindeaufbaus: Am Anfang steht in der Regel eine Bestandsaufnahme. Dann kann in unterschiedliche Richtungen weitergedacht werden:

---

<sup>17</sup>L. Friedrichs, in: Jenseits der Agende, 130.

<sup>18</sup>Vgl. zu dieser und weiteren „Spannungslinien“ I. Lukatis, PrTh 2003, 267.

- a) Was ist um den Gottesdienst herum möglich und sinnvoll? Vor- und Nachgespräche, Einsingen und Kirchenkaffee sind hier bewährte Elemente.
- b) Die Frage nach besonderen Gottesdiensten: FamilienGD, Segnungs-GD, OsternachtsGD, LobpreisGD, Dt. Messe, usw. Es ist sinnvoll, von vorhandenen Begabungen - auch und gerade des Pfarrers - auszugehen. Andererseits sollten nicht nur dessen Steckenpferde vorkommen, sondern es sollte eine Basis bekommen, die auch einen Pfarrerwechsel überdauert.
- c) Wie verbinden sich Gottesdienst und übriges Gemeindeleben? Ist der Gottesdienst nur Veranstaltung des Pfarrers oder Sache der ganzen Gemeinde?
- d) Einen weiteren wichtigen Aspekt können wir von der Willow Creek-Gemeinde in Chicago lernen. Sie ist vor allem durch Gottesdienste für Kirchendistanzierte bekannt. Was aber nicht immer gesehen wird, ist, daß diese Gottesdienste Teil einer umfassenden Konzeption sind. Grundlage ist die Absicht, für andere einen Weg hin zum Glauben und in die Gemeinde zu gestalten. Das beginnt bei persönlichen Freundschaften, geht über persönliche Gespräche weiter zu Einladungen zum Gottesdiensten für Gäste. Kommen die Freunde regelmäßig, werden sie zu Glaubenskursen und dann in Kleingruppen eingeladen. Der Kreis schließt sich dann, wenn diese Freunde selbst zu Mitarbeitern werden und andere einladen. Innerhalb dieses Weges hat der Gottesdienst für Kirchendistanzierte seinen festen Platz. Wichtig ist nicht dieser Gottesdienst als solcher, sondern das Zusammenspiel aller Elemente.
- Wie könnte so ein Weg bei uns aussehen? Ich versuche ein Beispiel: Da hat eine Gemeinde über einen Mutter-Kind-Kreis Kontakte zu jungen Familien. Wenn man nun gleich kommen würde und sagen: die könnten wir in Hauskreise einladen, dann wäre das für die meisten eine Überforderung. Man könnte sie hingegen zu Familiengottesdiensten oder zu Zweitgottesdiensten einladen. Ein nächster Schritt wäre beispielsweise ein Glaubenskurs. In der Weiterführung eines Glaubenskurses könnte dann ein Hauskreis und schließlich die Mitarbeit in der Gemeinde stehen. Wichtig ist dabei: Es soll ein Weg sein, der Zeit läßt und Zeit gibt. Niemand soll zum jeweils nächsten Schritt genötigt werden. Aber es ist wichtig, Brücken zu bauen, die weiterführen können. Kurzum: Ein gut besuchter Gottesdienst oder Zweitgottesdienst ist erfreulich, aber er braucht ein Vorfeld ebenso wie eine Weiterführung.

## **10. Der Gottesdienst als Gestaltungsaufgabe**

Zum Gemeindeaufbau bedarf es wacher Augen, die die Realität unverstellt wahrnehmen. Es bedarf aber auch Augen des Glaubens. Augen des Glaubens, die auch in der Ärmlichkeit einer versammelten Gemeinde den Reichtum und die Herrlichkeit Gottes sehen. Und zugleich Augen, die von Gottes Reichtum her die Armut ihrer Gemeinde erkennen. Anders formuliert: beides ist wichtig: Situationen annehmen zu können, so wie sie sind - aber sich auch nicht zufrieden geben damit, daß eine Gemeinde unter ihren Möglichkeiten, Begabungen und Berufungen lebt. Beides ist nötig: eine Gelassenheit, die geduldig auf Gottes Wirken wartet, und eine geistgewirkte Unruhe, die die anstehenden Aufgaben erkennt und anpackt. Wir brauchen das Gebet - und wir brauchen Mitarbeiter, die bereit sind, sich von Gott in Dienst nehmen zu lassen.

Das Wesentliche am Gottesdienst können wir *nicht* machen: Daß der lebendige Gott in unseren Gottesdiensten gegenwärtig ist, daß er Menschen begegnet, daß er Glauben weckt und stärkt.

Wie aber wirkt der Heilige Geist? Er wirkt in der Regel nicht unmittelbar, sondern durch Instrumente. Er wirkt durch Wort und Sakrament *tamquam per instrumenta*, wie durch Werkzeuge, so heißt es im Augsburgischen Bekenntnis in Artikel V. Wort und Sakrament sind dabei die unverzichtbaren und notwendigen Instrumente. In Verbindung mit Wort und Sakrament kann alles, was irgendwie mit dem Gottesdienst zu tun hat, zum Instrument werden, dessen sich der Heilige Geist bedient: Der Raum, die Atmosphäre, die Musik, die Personen der Mitwirkenden, die Personen um mich herum. Das alles möchte ich sehr ernst nehmen. Der Heilige Geist soll Instrumente vorfinden, die brauchbar und nützlich sind!

Darf ich das am Bild von Musikinstrumenten noch etwas weiterführen? Mir ist dabei wohl bewußt, daß *instrumentum* im Lateinischen eine weitere Bedeutung hat im Sinne von Werkzeug, Mittel. Der Heilige Geist kann mit ungepflegten und ungestimmten Instrumenten gute Musik machen. Das spricht für ihn, aber nicht für die, die die Aufgabe haben, die Instrumente zu pflegen und zu warten. Unsere Aufgabe als Instrumentenwarte Gottes ist die Instrumentenpflege: Die gottesdienstlichen Instrumente sollen im bestmöglichen Zustand sein, geputzt, gestimmt, bereit für den Konzertauftritt. Noch ein wenig weitergeführt: Wer den gottesdienstlichen Instrumentenpark der Heiligen Geistes wartet, der hat die Aufgabe, bisweilen alte Instrumente auszurangieren und neue anzuschaffen. Die Instrumente sollen sinnvoll zusammenpassen, ein wohlklingendes Orchester ergeben. Ein Orchester, das zur Erbauung der Gemeinde und zur Ehre Gottes spielt.

*Dezember 2003*

*Dr. Johannes Zimmermann*

*Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung*

*Rudolf-Breitscheid-Straße 27*

*D-17487 Greifswald*

*Tel. 0 38 34 / 86 - 25 34*

*e-mail: [johannes.zimmermann@uni-greifswald.de](mailto:johannes.zimmermann@uni-greifswald.de)*

# Zwischen Tradition und Erlebnisorientierung. Gottesdienste in alter und neuer Gestalt

*Studientag am 1.12. 2003 in Stuttgart*

*Dr. Johannes Zimmermann*

## **I. Einführung: Gottesdienst - weil das Thema dran ist**

- 1. Zur gegenwärtigen Situation**
- 2. Krise des Gottesdienstes oder neues Interesse am Gottesdienst?**
- 3. Gottesdienst - weil das Thema dran ist**

## **II. Was macht den Gottesdienst zum Gottesdienst?**

- 1. Einführung**
- 2. Gottes Volk und Gottesdienst**
- 3. Neutestamentliche Aspekte**
- 4 Was macht den Gottesdienst zum Gottesdienst?**

*„... daß nichts anderes darin geschehe, als daß unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir umgekehrt mit ihm reden durch unser Gebet und Lobgesang“ (Martin Luther 1544).*

## **III. Gottesdienst zwischen Tradition und Erlebnisorientierung**

- 1. Die Grundlage: Freiheit und Liebe**
- 2. Gottesdienst, Tradition und Ökumene**
- 3. Der Gottesdienst „vor Ort“**
- 4. Zwischen Tradition und Erlebnisorientierung**
- 5. Die drei Gestalten des Gottesdienstes bei Martin Luther**
- 6. Zweitgottesdienste**
- 7. Zielgruppenorientierung und die Einheit der Gemeinde**
- 8. Weitere Aspekte zu Zweitgottesdiensten**
- 9. Gottesdienst und Gemeindeaufbau**